

und sich zusammenrotten. Pfui Teufel, denkt der Gelbe, das ist undankbar. Wir haben alles für sie, Kino und Schnaps, Zigarren und Kleider und alle Belustigungen, die so einer braucht, Schulen, wo sie ihre Kinder hinschicken können, daß sie lernen, was eigentlich der Staat ist, alles haben wir für sie und sie wollen immer noch mehr. Sie wollen so sein wie wir — das Pack, fühlt er. Und dabei kribbelt es schwarz von Gesindel, das stiehlt und sich betrinkt und gleich bereit ist zu plündern und sich schlägt. Nieder die Canaille — — — Und der Strohgelbe, dieser Spitzgescheitelte, beißt sich wieder wie ein bissiger Köter in sein Opfer fest. Diktiert fauchend und hoheitstriefend einem wesenlosen Individuum, das ein Schreiber ist, Protokolle. Protokolle gegen die Aufwiegler, gegen die Plünderer, gegen das Raubgesindel, gegen das arbeitsscheue Volk, das man peitschen und in Käfigen verrecken lassen sollte und nicht mehr zulassen, daß diese Weiber gebären und immer mehr werden von solchen — diktiert und diktiert und schwitzt im Gefühl der Strafe, die ihn und die Seinen retten werden. Einer Strafe, daß das Volk quietschen soll — alles das fühlt der Gefangene und wundert sich fast. Denn es ist nur immer eine Welle, die kommt und vorübergeht und es ist ihm leichter wie zuvor. Draußen wird noch etwas Sonne sein und er lächelt und kommt sich ganz gut vor. Dann liest er wieder die Vorschriften und Verbote an der Wand, flüchtig und denkt: So viel Wichtigkeit einer so nichtigen Sache. Er vergißt ganz den Strohgelben und schüttelt den Kopf über so einen Schreiber, der das alles aushalten muß. Und auch Schließer zu sein, ist keine schöne Arbeit. So wie ein Hundewärter. Sich schließlich noch von allen anfahren lassen. Keinem ist's recht — und so spinnt der Gedanke weiter an die Arbeitsstelle